

„Alles im Leben ist enttabuisiert, nur der Tod wird verschwiegen“

Sterben, Tod und Trauer sind Dinge, die man am liebsten weit von sich weist. Daran denken wollen viele nicht, darüber reden schon gar nicht. Drei Frauen tun es, denn Sterben gehört zu ihrem Leben: Babett Jungblut, Elisabeth Kowall und Julia Erz sind Studentinnen und engagieren sich ehrenamtlich im Hospiz.

Von Nora Knappe

Stendal. Sie sind jung, lieben und bejahen das Leben und setzen sich doch ständig mit dem Tod auseinander. Drei Studentinnen, Mitte und Ende 20, gehören zu der Gruppe von Ehrenamtlichen, die im ambulanten Hospizdienst arbeiten. Der Altersdurchschnitt derjenigen, die dort helfen, liegt zwischen 40 und 60. „Völlig ungewöhnlich ist das nicht, dass wir auch so junge Leute bei uns im Team haben“, sagt Pfarrer Ulrich Paulsen, Geschäftsführer der seit 1990 in Stendal bestehenden Einrichtung. Die Bedürfnisse der Hospiz-Bewohner seien schließlich ganz unterschiedlich. „Wir fragen jeden, ob er lieber jemand Jüngeren oder jemand Älteren an seiner Seite hätte.“ Und während die einen sich jemand mit Lebenserfahrung wünschen, sagen die anderen: „Junge Leute sind doch toll. Ich hab mich auch immer gut mit meinen Enkeln verstanden.“

Was allerdings jeder braucht, der sich im Hospiz engagiert, ist Einfühlungsvermögen und Verständnis. Elisabeth Kowall, Julia Erz und Babett Jungblut haben genau das. Pfarrer Ulrich Paulsen sagt über sie: „Sie haben eine Empfindsamkeit, ohne zu weich zu sein.“ Denn wer zu weich, zu sensibel, zu schwach ist, würde den Umgang mit Tod und Trauer kaum verkraften. Würde ihm zu viel Raum im eigenen Leben geben. Aber genau diese Gratwanderung scheint den drei Studentinnen zu gelingen.

Für sie ist klar: Um an gestorbene Mitmenschen zu denken, brauchen sie keinen Grabstein, keinen Friedhof. Wichtig sind Erinnerungen, persönliche Gegenstände und, wenn man so will, die Wiedergeburt der Eltern in den Nachkommen, die sich nicht nur durch äußerliche Ähnlichkeiten, sondern auch durch Parallelen im Wesen zeigt.

Im Gespräch sind die drei jungen Frauen sehr offen, sie reden über ein Tabuthema, das aus ihrer Sicht keines mehr sein sollte, mit einer einnehmenden Reife und Klarheit. Und sie stellen sich gelegentlich selbst in Frage. Auch wieder eine dieser Eigenschaften, die ehrenamtliche Hospizhelfer mitbringen sollten. Ulrich Paulsen: „Jemand, der sagt, er braucht nach einer Sterbebegleitung das verarbeitende Gespräch, das gar nicht. Eines Tages holen diese Erlebnisse doch wieder ein.“

Und noch etwas gelingt den drei jungen Frauen: Wenn sie über das Sterben reden, können



Babett Jungblut (von links), Elisabeth Kowall und Julia Erz studieren in Stendal und engagieren sich in der Hospizarbeit. Mit Sterben, Tod und Trauer hat jede von ihnen ihre eigenen Erfahrungen gemacht. Foto: Susanne Moritz

sie auch lachen, ohne ins Lächerliche oder Makabre abzurutschen.

Würde nach dem Tod

Elisabeth Kowall, 27, ist gebürtige Polin und von Beruf Krankenschwester, wollte aber nie in einem Krankenhaus arbeiten. Für die Pflege sagt sie, möchte sie Zeit haben, um Liebe und Nähe zu geben. Mit 25 Jahren hatte sie zum ersten Mal Kontakt zu einem Hospiz.

„Der Tod ist hierzulande ein Tabuthema, aber man kann den Umgang damit lernen. Als meine Großmutter starb, war es ein ganz intensives Abschiednehmen. Noch lange danach haben wir ihren Geburtstag gefeiert, sie war immer unter uns. Es geht darum, die Würde der Mitmenschen auch nach dem Tod zu achten. Ich finde es schockierend, dass hier so viele Familien auseinandergefallen sind und selbst in schwerer Zeit nicht zusammenkommen. Der Tod ist für mich immer ein präsent Thema, weil ich durch das Hospiz den Kontakt zur Realität habe, man kann das Sterben, die Trauer nicht verdrängen. Aber das Leid und die Schicksalsschläge, von denen ich hier erfahre, die lasse ich hier, wenn ich mit der Arbeit fertig bin. Für mich ist jeder Tag ein lebenswerter Tag, und ich will am Ende sagen können: Ich habe gelebt.“

Julia Erz, 24, ist ebenfalls ausgebildete Krankenschwester und arbeitet im Hospiz- und Palliativverband Sachsen-Anhalt. Intensive Erfahrungen mit dem Sterben machte sie während ihrer Arbeit im Kinderhospiz bei

Stuttgart. Eine sehr viel intensivere Erfahrung, als wenn ein erwachsener Mensch stirbt.

„Mein Opa starb, als ich sieben war, aber ich durfte nicht mit auf die Beerdigung. Der Tod ist in der Tat ein Tabuthema, noch heute. Wenn ich anfangs, über meine Arbeit im Hospiz zu sprechen, reagieren viele abweisend und ziehen sich zurück. Alles im Leben ist so enttabuisiert, nur der Tod wird verschwiegen. Dabei betrifft das doch jeden einzelnen. Wenn jemand gestorben ist, beschäftigt mich das sehr, dann finde ich Rückhalt in der Familie und bei

meinem Freund. Und ich muss raus in die Natur, um zu sehen: Das Leben geht weiter. In unseren Auswertungsgesprächen im Hospiz kann ich viel von den anderen lernen, was den Umgang mit Leben und Sterbebegleitung angeht.“

Der Trauer Raum lassen

Babett Jungblut, 24, ist die ehrenamtliche Arbeit nebenher sehr wichtig. Sie hatte eine Ausbildung zur Ergotherapeutin begonnen und eine Zeit lang auf einer Krebsstation gearbeitet.

Dort erlebte sie das Sterben zweier Patienten mit.

„Der Tod ist für mich normal, ich musste damit umgehen lernen. Seit ich im Hospiz arbeite, können wir auch in der Familie offener darüber reden. Das Schöne an dieser Arbeit ist, dass man sieht, dass es möglich ist, den Menschen in seiner gewohnten Umgebung zu lassen. Schlimm ist es, wenn Menschen allein sterben, weil sie keine Angehörigen mehr haben oder keinen Kontakt mehr zu Verwandten. Bei der Trauerbegleitung kommt sehr viel Dankbarkeit rüber, manchmal entstehen auch sehr enge Bindungen zu den Angehörigen. Viele scheuen sich jedoch, diese Begleitung überhaupt anzunehmen, uns in ihre ganz private Sphäre hineinzu lassen. Das Wort Hospiz löst bei vielen Angst aus.“

Dass der Umgang mit dem Tod in anderen Kulturen und Religionen viel selbstverständlicher und lockerer sei, bewundern die drei Studentinnen. Hierzulande haben Angehörige vor allem keine Zeit mehr, sich in Ruhe von den Toten zu verabschieden. Man müsse der Trauer aber Raum lassen. Dienstleister nehmen alles aus der Hand, und das so schnell wie möglich.

Was nach dem Tod ist, ist für alle drei eine schwierige Frage. Religion sei ein Angebot, um darauf Antworten zu finden. Elisabeth Kowall sagt: „Wichtig ist, dass der Mensch, der geht, in der Materie weiterlebt. Ich habe noch heute das Kaffeegeschirr von meiner Oma. So ist sie immer bei mir. Ein Grabstein kann dieses Gefühl nicht geben.“

Hintergrund und Leitgedanke

- Die Stiftung **Adelberdt-Diakonissen-Mutterhaus** ist seit mehr als 140 Jahren Träger der kirchlichen sozialen Arbeit, der Diakonie.
- **1998** begann unter ihrem Dach in Stendal die Hospizarbeit – zunächst mit einem einzigen Platz.
- Seit **2000** besteht das Evangelische Hospiz Stendal im Haus Wendstr. 13 mit zunächst sechs, seit September 2006 mit insgesamt acht Betten in sieben Zimmern.
- Das **Evangelische Hospiz Stendal** nimmt schwerst- kranke Menschen am Ende ihres Lebens auf, die einer stationären Behandlung im Krankenhaus nicht bedürfen und bei denen eine ambulante Betreuung aus familiären und psychosozialen Gründen nicht mehr möglich ist.
- Das **Team des stationären Hospizes** besteht aus zehn Pflegefachkräften und einer Ergotherapeutin.
- Im **ambulanten Hospizdienst** engagieren sich 50 ehrenamtliche, in Kursen geschulte Mitarbeiter.
- Im **Pflegeleitbild des Hospizes** heißt es: „Wir nehmen Menschen in unser Haus auf, die wahrscheinlich am Ende ihres Lebens stehen. Jeder Mensch in seiner Individualität, ungeachtet seines sozialen Status, des Alters, der Herkunft, Religion oder Weltanschauung, steht in der Mitte aller Überlegungen, des pflegerischen Planens und Handelns.“
- **Kontakt:** Telefon (0 39 31) 21 83 37 oder per Internet www.hospiz-stendal.de

Quelle: Hospiz Stendal